

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Saul Bellow
Humboldts Vermächtnis

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Das Balladenbuch, das Von Humboldt Fleisher in den dreißiger Jahren vorlegte, war auf der Stelle ein Erfolg. Auf einen wie Humboldt hatte jeder gewartet. Ich jedenfalls im Mittleren Westen hatte voller Ungeduld darauf gewartet, das kann ich Ihnen sagen. Er war ein Avantgarde-Autor, der erste einer neuen Generation, er sah gut aus, war blond, groß, ernst, witzig, er war gebildet. Der Mann hatte es einfach. Alle Zeitungen besprachen sein Buch. Sein Bild war ohne Beleidigungen in *Time* und mit Belobigung in *Newsweek*. Ich las die *Harlequin Ballads* mit Begeisterung. Ich studierte an der Universität von Wisconsin und dachte Tag und Nacht an nichts anderes als an Literatur. Humboldt eröffnete mir neue Wege, die Dinge anzugehen. Ich war hingerissen. Ich beneidete ihn um sein Glück, sein Talent und seinen Ruhm, und im Mai fuhr ich gen Osten, um ihn mir anzusehen – vielleicht, ihm nahe zu kommen. Der Greyhound-Bus brauchte für die Fahrt auf der Scranton-Route rund fünfzig Stunden. Das machte nichts. Die Busfenster waren offen. Ich hatte noch nie richtige Berge gesehen. Die Bäume schlugen aus. Es war wie Beethovens *Pastorale*. Ich fühlte mich innerlich von Grün überschüttet. Auch Manhattan war schön. Ich nahm mir ein Zimmer für drei Dollar die Woche und fand einen Job als Vertreter für Fuller-Bürsten. Und alles war furchtbar aufregend für mich. Nachdem ich Humboldt einen langen Fanbrief geschrieben hatte, wurde ich nach Greenwich Village eingeladen, um über Literatur und Ideen zu diskutieren.

Er wohnte in der Bedford Street, ganz in der Nähe vom Chumley's. Erst stellte er mir eine Tasse schwarzen Kaffee hin, dann goss er Gin dazu. »Na, Sie sehen doch richtig gut aus, Charlie«, sagte er zu mir. »Sind Sie vielleicht nicht auch ein bisschen durchtrieben? Ich glaube, Sie kriegen mal früh eine Glatze. Und so große, gefühlige hübsche Augen. Aber jedenfalls lieben Sie die Literatur, und das ist ja die Hauptsache. Sie haben Feingefühl«, sagte er. Im Gebrauch dieses Wortes war er ein Pionier. Feingefühl kam später ganz groß raus. Humboldt war sehr nett. Er stellte mich Leuten im Village vor und besorgte mir Bücher zum Besprechen. Ich habe ihn immer geliebt.

Humboldts Erfolg währte rund zehn Jahre. Ende der Vierzigerjahre begann sein Stern zu sinken. Anfang der Fünfziger wurde ich selbst berühmt. Ich machte sogar einen Haufen Geld. Ach, Geld, das liebe Geld! In seinen letzten Lebensjahren lief er, wenn er nicht gerade zu depressiv zum Reden war und nicht in der Klapse saß, in New York herum und erzählte bittere Sachen über mich und meine »Million Dollar«. »Nehmen wir mal diesen Charlie Citrine. Der ist aus Madison, Wisconsin, gekommen und hat bei mir angeklopft. Jetzt hat er eine Million Dollar. Welcher Schriftsteller oder Intellektuelle macht denn so viel Kohle – ein Keynes? Okay. Keynes, eine Weltgestalt. Ein Wirtschaftsgenie, ein Prinz in Bloomsbury«, sagte Humboldt. »Verheiratet mit einer russischen Ballerina. Das Geld kommt dann von alleine. Aber wie zum Teufel wird Citrine so reich? Wir waren einmal eng befreundet«, sagte Humboldt zutreffend. »Aber der Kerl hat etwas Perverses. Da hat er nun so viel Kohle gemacht, und warum vergräbt er sich in der Provinz? Warum ist er in Chicago? Er hat Angst, dass man ihm auf die Schliche kommt.«

Wenn er hinreichend klar im Kopf war, nutzte er seine Gaben, um mich in die Pfanne zu hauen. Toll hat er das hingekriegt.

Dabei ging's mir gar nicht ums Geld. Gott, nein, ich wollte doch nur Gutes tun. Ich brannte darauf, Gutes zu tun. Und dieses Tasten nach dem Guten ging zurück auf mein frühes, eigentümliches Existenzgefühl – ich war versunken in den glasigen Tiefen des Lebens, angespannt und verzweifelt auf der Suche nach Sinn, ein Mensch mit einem wachen Gespür für bemalte Schleier, für Maya, für Kuppeln aus vielfarbigem Glas, das den weißen Glanz der Ewigkeit einfärbt, bebend in der grenzenlosen Leere und so weiter. Nach solchen Dingen war ich ganz verrückt. Humboldt wusste das eigentlich auch, doch zum Ende hin konnte er sich Verständnis für mich nicht mehr leisten. Siech und wund, ließ er mich nicht mehr in Ruhe. Er betonte nur den Widerspruch zwischen den bemalten Schleiern und dem großen Geld. Doch die Summen, die ich machte, machten sich von selbst. Der Kapitalismus machte sie aus ganz eigenen dunklen, kuriosen Gründen. Die Welt machte sie. Gestern las ich im *Wall Street Journal* über die Melancholie des Wohlstands. »Nie zuvor in den fünf Jahrtausenden der dokumentierten Menschheitsgeschichte sind so viele so wohlhabend gewesen.« Von fünf Jahrtausenden des Mangels geprägte Hirne sind verformt. Einen solchen Wandel hält das Herz nicht aus. Manchmal weigert es sich einfach, ihn zu akzeptieren.

In den Zwanzigerjahren gingen die Kinder in Chicago im Märztauwetter auf Schatzsuche. Schmutzige Schneehügel bildeten sich an den Bordsteinen, und wenn sie schmolzen, lief das Wasser als funkelndes Geflecht durch den Rinnstein, und man konnte wunderbare Beute finden – Kronkorken, Maschinenteile, Pennys mit Indianerköpfen darauf. Und letztes Frühjahr merkte ich, nun fast schon ein älterer Knabe, dass ich den Gehsteig verlassen hatte und den Bordstein entlangging und schaute. Wonach? Was tat ich da? Und wenn ich nun einen Dime fand? Und wenn ich nun ein Fünzigcentstück fand? Was dann? Ich weiß nicht, wie die Kinderseele zurückgekommen war, doch da

war sie wieder. Alles schmolz. Das Eis, die Besonnenheit, die Reife. Was hätte Humboldt wohl dazu gesagt?

Wenn mich Berichte von seinen herabsetzenden Bemerkungen erreichten, merkte ich häufig, dass ich ihm zustimmte. »Man hat Citrine für sein Buch über Wilson und Tumulty den Pulitzer-Preis gegeben. Den Pulitzer kann man sich doch an den Hut stecken – an den Strohhut. Das ist doch bloß so ein verkappter Zeitungs-PR-Preis, der von Gaunern und Analphabeten verliehen wird. Da wird man doch eine wandelnde Pulitzer-Reklame, und wenn man dann abkratzt, sind die ersten Worte im Nachruf: ›Pulitzer-Preis-Gewinner verstorben.« Da hat er nicht ganz unrecht, dachte ich. »Und Charlie ist ein doppelter Pulitzer. Erst dieses schmalzige Stück. Das ihm am Broadway ein Vermögen eingebracht hat. Dazu noch die Filmrechte. Die haben ihn an den Gesamteinnahmen beteiligt! Und ich sage gar nicht mal, dass er richtig plagiirt hat, aber er hat etwas von mir gestohlen – meine Persönlichkeit. Er hat meine Persönlichkeit in seinen Helden eingebaut.«

Selbst dafür hatte er Gründe, vielleicht, auch wenn's verrückt klingt.

Er konnte wunderbar reden, er gab nonstop hektische Monologe und Improvisationen zum Besten, schmähete meisterlich. Von Humboldt runtergemacht zu werden war fast schon eine Ehre. Es war, als wäre man Gegenstand eines zweiasigen Porträts von Picasso oder ein ausgenommenes Huhn von Soutine. Geld inspirierte ihn immer. Er redete zu gern über die Reichen. Mit den New Yorker Revolverblättern groß geworden, erwähnte er oftmals die goldenen Skandale vergangener Zeiten, Peaches und Daddy Browning, Harry Thaw und Evelyn Nesbitt, dazu noch das Jazz Age, Scott Fitzgerald und die Superreichen. Henry James' Erbinnen konnte er im Schlaf hersagen. Es gab Zeiten, da schmiedete er selbst schnurrige Pläne, um ein Vermögen zu machen. Doch sein wahrer Reichtum war literarischer Art. Er hatte viele Tausend Bücher gelesen. Er

sagte, die Geschichte sei ein Albtraum, in dem er versuche, mal eine Nacht durchzuschlafen. Die Schlaflosigkeit machte ihn noch gebildeter. In den frühen Morgenstunden las er dicke Bücher – Marx und Sombart, Toynbee, Rostovtzeff, Freud. Wenn er über Reichtum sprach, war er in der Lage, den römischen *luxus* mit den amerikanisch-protestantischen Reichtümern zu vergleichen. Meistens kam er dann auch auf die Juden zu sprechen – Joyces samthütige Juden vor der Bourse. Und landete bei dem vergoldeten Schädel oder der Totenmaske Agamemnons, die Schliemann ausgegraben hatte. Humboldt, der konnte wirklich reden.

Sein Vater, ein jüdisch-ungarischer Einwanderer, war mit Pershings Kavallerie in Chihuahua geritten, hatte in einem Mexiko der Nutten und Stuten Pancho Villa gejagt (ganz anders als mein Vater, ein kleiner, zuvorkommender Mann, der solche Dinge mied). Sein alter Herr war nach Amerika gestürmt. Humboldt sprach von Stiefeln, Signalhörnern und Feldlagern. Später ging es um Limousinen, Luxushotels, Paläste in Florida. Während des Booms hatte sein Vater in Chicago gelebt. Er war im Immobiliengeschäft und hatte eine Suite im Edgewater Beach Hotel. Sommers ließ er seinen Sohn kommen. Auch Humboldt kannte Chicago. In den Tagen Hack Wilsons und Woody Englishs hatten die Fleishers eine VIP-Loge im Wrigley Field. Zum Spiel fuhren sie in einem Pierce-Arrow oder einem Hispano-Suiza (Humboldt war Autonarr). Und es gab reizende John-Held-Jr.-Mädchen, schöne, in Unterwäsche. Und Whisky und Gangster und die schicksalsschwarzen, säulenbewehrten Banken in der La Salle Street, in deren Stahltresoren Eisenbahngeld und Schweinefleisch- und Schnittergeld weggeschlossen war. Von diesem Chicago wusste ich rein gar nichts, als ich aus Appleton eintraf. Ich spielte mit polnischen Kindern unter der Hochbahn Straßenbaseball. Humboldt aß bei Henrici's schwere Schokoladentorten mit Kokos-Marshmallow-Schichten. Ich habe das Henrici's nie von innen gesehen.

Einmal aber sah ich Humboldts Mutter in ihrer dunklen Wohnung in der West End Avenue. Ihr Gesicht war wie das ihres Sohns. Sie war stumm, dick, breitlippig, in einen Bademantel gewickelt. Ihre Haare waren weiß, buschig, fidschianisch. Auf den Handrücken waren Melanine und auf dem dunklen Gesicht noch dunklere Flecken, groß wie ihre Augen. Humboldt beugte sich vor, um mit ihr zu sprechen, und sie antwortete nicht, sondern starrte mit einem machtvollen weiblichen Groll vor sich hin. Er war bedrückt, als wir das Gebäude verließen, und er sagte: »Sie ließ mich immer in die Stadt gehen, aber ich sollte dem alten Herrn nachspionieren und Kontoauszüge und -nummern abschreiben und die Namen seiner Schnallen notieren. Sie wollte ihn verklagen. Sie ist nämlich verrückt. Aber dann hat er alles beim Börsenkrach verloren. Ist in Florida an einem Herzinfarkt gestorben.«

Das war der Hintergrund dieser witzigen, fröhlichen Balladen. Er war manisch-depressiv (seine eigene Diagnose). Er besaß Freuds Werke und las psychiatrische Zeitschriften. Hatte man erst mal *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* gelesen, wusste man, dass das Alltagsleben selbst Psychopathologie war. Humboldt fand das in Ordnung. Häufig zitierte er *König Lear*: »In Städten Meuterei, auf dem Lande Zwietracht, in Palästen Verrat; das Band zwischen Sohn und Vater zerrissen. ...« Er betonte »Sohn und Vater«. »... alle zerstörenden Umwälzungen folgen uns rastlos bis an unser Grab.«

Nun, dahin sind ihm die zerstörerischen Umwälzungen vor sieben Jahren gefolgt. Und als jetzt neue Anthologien erschienen, ging ich zu Brentano's ins Souterrain und sah sie mir an. Humboldts Gedichte waren weggelassen worden. Die Schweine, die literarischen Bestattungsunternehmer und Politiker, die diese Sammlungen erstellten, konnten mit dem alten Hut Humboldt nichts anfangen. Und so zählte sein ganzes Denken, Schreiben, Fühlen nichts, die ganzen Vorstöße hinter die Linien, um die Schönheit zu-

rückzubringen, hatten einzig den Effekt gehabt, ihn auszulaugen. In einem trostlosen Hotel hinterm Times Square fiel er tot um. Ich, ein andersartiger Autor, blieb zurück, um ihn in Chicago im Wohlstand zu betrauern.

Jedenfalls vermittelte die edle Vorstellung, ein amerikanischer Dichter zu sein, Humboldt manchmal das Gefühl, er sei ein seltsamer Vogel, ein Witzbold, ein Bengel, ein Komiker, ein Narr. Wir lebten wie die Bohemiens und Studenten und hatten unseren Spaß. Vielleicht brauchte Amerika ja gar keine Kunst und inneren Wunder. Es hatte ja so viele äußere. Die USA waren ein großes Unternehmen, ein sehr großes. Je mehr *es*, desto weniger *wir*. Also benahm sich Humboldt wie ein Exzentriker und komisches Subjekt. Aber hin und wieder gab es einen Bruch in seiner Exzentrik, wenn er innehielt und nachdachte. Er versuchte, sich von dieser amerikanischen Welt wegzudenken (auch ich habe das getan). Ich sah, dass Humboldt darüber grübelte, was er zwischen *damals* und *heute* tun sollte, zwischen Geburt und Tod, um gewisse große Fragen zu befriedigen. Dieses Brüten machte ihn nicht eben normaler. Er versuchte es mit Drogen und Alkohol. Schließlich mussten ihm mehrere Schockbehandlungen verabreicht werden. Wie er es sah, hieß es Humboldt gegen den Wahnsinn. Der Wahnsinn war um einiges stärker.

Mir ging es in letzter Zeit auch nicht so gut, als Humboldt sozusagen aus dem Grab heraus agierte und einen grundlegenden Wandel in meinem Leben herbeiführte. Trotz unseres großen Streits und fünfzehnjähriger Entfremdung hinterließ er mir etwas in seinem Testament. Ich erbte.



Er war ein großer Entertainer, doch er wurde wahn-sinnig. Das pathologische Element konnten nur die übersehen, die zu sehr lachten, um hinzuschauen. Hum-